**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

# Abend-Ausgabe.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

## Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 575. Freitag den 10. November 1893. 87. Jahrgang.

## Politische Tagesschau.

* Leipzig, 10. November.

Von den Urtheilen der Presse über die projectirte **Reichsfinanzreform** dürften am meisten diejenigen der Centrumsorgane interessiren. In den alten Cartelpartheien hat man an den Plänen der Regierung, besonders an den Steuervorlagen, Mancherlei auszusetzen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß man von dieser Seite Angesichts der Zwangslage, in welcher sich Reich wie Einzelstaaten befinden, aufrichtig und entschieden eine Verständigung zu erreichen bestrebt sein wird. Die parlamentarische Entscheidung wird beim Centrum liegen. Mit dieser Thatsache rechnet der Entwurf wegen anderweiter Ordnung des Reichsfinanzwesens, indem er den schwerfälligen Apparat des Systems der Franckenstein'schen Clausel in noch künstlicherer Gestalt beibehält. Wir glauben nicht, daß es Wünsche der einzelstaatlichen Regierungen gewesen sind, denen die Aufrechterhaltung des genannten Apparates entsprungen ist. Die Regierungen wissen sehr wohl, daß es für das berechtigte Maß föderativer Gestaltung in unserm nationalen Staatswesen andere und wirksamere Garantien giebt, als die Franckenstein'sche Clausel. Dagegen haben sie die angeblichen Wohlthaten der letzteren in den enormen Schwankungen der Mehrüberweisungen und schließlich im laufenden Jahre in dem Eintritt von Minderüberweisungen als eine wahre Geißel kennen gelernt, und wir bezweifeln sehr, daß es irgendwo einen Finanzminister gäbe, der auf die Franckenstein'sche Clausel auch nur noch den geringsten Werth legen würde, wenn er dafür eine gesetzliche Sicherheit gegen die Erhebung von Matricularbeiträgen und für eine feste Dotation des Reichs an die Einzelstaaten erlangen könnte. Die Beibehaltung des mit dem Jahre 1879 eingeführten Systems geschieht lediglich dem Centrum zuliebe. Da ist es denn freilich sehr bezeichnend, daß die Centrumspresse sich über die in dem Regierungsentwurfe ersichtlichen Bemühungen, die Franckenstein'sche Clausel unter Beseitigung ihrer nachtheiligen Wirkungen zu conserviren und für die Erreichung ihres finanzwirthschaftlichen Zweckes die bisher fehlende Garantie zu schaffen, höchlichst lustig macht und das Ganze für eine Attrape erklärt, mit der man höchstens Kindern imponiren könne. Es ist nun keineswegs richtig, daß das System der Franckenstein'schen Clausel nur „formell", „decorativ" bestehen bleiben soll. Dadurch, daß der Entwurf den Einzelstaaten nicht eine festbegrenzte Dotation, sondern nur eine gewisse Minimalsumme gewährleistet, daneben aber die bisher bestehende Ueberweisungspflicht in vollem Umfange beibehält, besteht die Wirkung der Franckenstein'schen Clausel, soweit sie den Finanzen der Einzelstaaten vortheilhaft sein kann, durchaus fort; nur ein nach der Rechnung sich ergebender Ueberschuß gegen die im Etat angesetzte Differenz zwischen den Matricularbeiträgen und den Ueberweisungen soll dem Reiche verbleiben. Wenn aber das Centrum für zweckmäßig hält, das in dem Entwurfe gelegene, sehr weitgehende Entgegenkommen gegen seinen Standpunct für werthlos zu erklären, so wird man sich das merken müssen. Speciell für die nationalliberale Auffassung hat die Form, wie der Regierungsentwurf die finanzielle Auseinandersetzung zwischen dem Reich und den Einzelstaaten beabsichtigt, wenig Sympathisches. Nur die Rücksicht auf die sehr berechtigten Beschwerden der einzelstaatlichen Finanzverwaltungen und andererseits die Erwägung, daß es ohne die Hilfe des Centrums nicht gehe, würden uns die Annahme des vorgeschlagenen Systems discutabel erscheinen lassen. Will aber das Centrum auf diese Lösung nicht eingehen, so haben am wenigsten wir es nöthig, uns über eine andere den Kopf zu zerbrechen. Dann werd man sich auf die nothdürftige Befriedigung der Bedürfnisse des Reichs beschränken und die Verantwortung für das finanzwirthschaftliche Schicksal der Einzelstaaten dem Centrum überlassen müssen.

In **Oesterreich** lassen allmählich auch die Officiösen die zur Schau getragene Hoffnung auf das Zustandekommen eines Coalitionsministeriums unter dem Präsidium des Fürsten Windischgrätz schwinden. Das „Fremdenblatt" meldet heute, wie uns aus Wien telegraphisch gemeldet wird, daß die gestrige gemeinsame Besprechung des Präsidenten Chlumecky mit den drei Club-Obmännern eine Verständigung nicht ergeben habe, und fügt hinzu, in unterrichteten parlamentarischen Kreisen sei man in der Hoffnung auf ein rasch zu erzielendes Resultat schwankend geworden. Zum Schluß kehrt allerdings die übliche Versicherung wieder, man sei der Ansicht, daß Fürst Windischgrätz durch die lange Dauer der Verhandlungen nicht entmuthigt sei und es an weiteren Schritten zur glücklichen Beendigung des ihm von der Krone gestellten Auftrags nicht fehlen lassen werde, — aber das Blatt glaubt augenscheinlich selbst nicht recht an diese Versicherung. Thatsächlich hat sich in den letzten Tagen an der Unsicherheit der Lage nicht das Geringste geändert. Daran besteht kein Zweifel, daß aus dem Fell der Deutschen für die Polen und Klerikalen Riemen geschnitten werden sollen. Namentlich die Klerikalen gehen daran voran; sie verlangen, daß nicht nur außer dem Ministerpräsidenten noch ein, wahrscheinlich aber zwei künftige Minister ihrer Partei entnommen werden sollen, sondern daß speciell ein mit dem Finanzministerium, das bekanntlich Herr von Plener erhalten wird, politisch gleichwerthiges Portefeuille einem ihrer Mitglieder übertragen, und ferner, daß ein specieller Vertrauensmann der Klerikalen ins Cabinet berufen werde. Von den Czechen und Slowenen wird gegen die Theilnahme der deutschen Linken an der Coalition heftiger Einspruch erhoben. Die Dalmatiner, Slowenen, Jungczechen und die mährischen Altczechen wollen sogar im Reichsrath unter dem Namen „Vereinigte slawische Opposition" einen besonderen Club bilden. So verschärft sich mit jedem Tage, um den sich die Bildung des Ministeriums verzögert, die Opposition gegen dasselbe und wird seine Existenzfähigkeit zweifelhafter.

In **Ungarn** hat die Thatsache, daß der Kaiser dem Ehegesetzentwurfe die Vorsanction ertheilt hat, die Niedergeschlagenheit, die noch vor einigen Tagen herrschte, in ihr directes Gegentheil verwandelt. Ein Theil der Presse vergißt in seinem Jubel, daß die Vorsanction des Monarchen allein noch keine ausreichende Garantie des Erfolges bietet, und triumphirt ganz im Tone der Wiener „N. Fr. Pr.", die am Schlusse eines Leitartikels sagt:

„Der heutige Tag hat somit mehr gebracht als die bloße Vorsanction des Ehe-Gesetzes; er hat zugleich Garantien für die legislative Durchführung der kirchenpolitischen Reform gebracht. Die kaiserliche Unterschrift auf der Resolution, welche das Cabinet zur Einbringung des Ehe-Gesetzes ermächtigt, ist eine deutliche Mahnung und Warnung an die Adresse Derjenigen, welche vorgaben, durch die Bekämpfung des Cabinets Wekerle und seines kirchenpolitischen Programms den kaiserlichen Willen zu erfüllen. Der König von Ungarn hat das Ehe-Gesetz genehmigt und der König von Ungarn hat nur Einen Willen, denjenigen, den er durch seine Minister und seine Regierungsacte kundgiebt. Das ist die Bedeutung des heutigen Acts, der Ungarn vor einer Krise bewahrt hat, die nicht blos den Sturz der Regierung, sondern den Zerfall jener großen Partei zur Folge gehabt hätte, welche die staatsrechtliche Basis Ungarns vertheidigt gegen eine Opposition, deren Ziel die Erschütterung des dualistischen Gefüges der Monarchie und die Auflösung der einheitlichen Organisation der Armee ist."

Einem anderen Theile genügt indeß die in der Vorsanction liegende indirecte Mahnung und Warnung an die Gegner der Vorlage und das Ministerium noch nicht; er wünscht eine directe Einwirkung der Krone auf das Magnatenhaus und zwar dadurch, daß der Unterrichtsminister Graf Csaky zum Präsidenten der ersten Kammer ernannt würde. Der bisherige Präsident derselben, Baron Bay, hat auch seine Entlassung bereits nachgesucht, und als Nachfolger des Grafen Csaky im Cultusministerium wird Graf Theodor Andrassy, der Sohn des verstorbenen Ministers, bezeichnet. Wie es heißt soll diese Combination nicht ohne Aussicht auf Verwirklichung sein. Baron Nikolaus Bay ist bereits 92 Jahre alt. Graf Csaky war, ehe er Minister wurde, Vicepräsident des Magnatenhauses, und ist schon seit Jahren für das Amt des Präsidenten dieses Hauses designirt. Er glaubt nach Einbringung sämmtlicher kirchenpolitischen Vorlagen seine Mission im Abgeordnetenhause erfüllt zu haben und sich demnach von diesem Kampfplatze zurückziehen zu können.

In **Frankreich** steht ein Proceß bevor, dessen Ausgang man überall mit großer Spannung erwartet. Am 27. d. M. wird nämlich in Nimes der Proceß gegen die wegen der Mordthaten von Aigues-Mortes Angeklagten beginnen, unter denen sich neben siebenundzwanzig Franzosen ein einziger Italiener befindet. Es ist begreiflich, daß man dieser Verhandlung und dem Urtheile der Geschworenen von Nimes besonders in Italien mit der äußersten Spannung entgegensieht. Die „Italia" widmet der Angelegenheit einen sehr ruhigen und sachlichen Leitartikel, in welchem sie sagt, von dem Urtheile in Nimes würde es abhängen, ob zwischen Frankreich und Italien ein freundschaftliches Verhältniß hergestellt werden könnte. Erfolge trotz der erwiesenen Mordthaten, der zahlreichen Verwundungen und der offenen Auflehnung gegen die Gesetze eine Freisprechung der Angeklagten — die „Italia" hält dies für möglich —, so würden, darüber möge man sich keiner Täuschung hingeben, die Folgen sehr traurig sein. Der Geschworenen von Nimes harre eine Aufgabe, die weit über die gewöhnlichen Grenzen ihres Amtes hinausreiche.

Der **italienische** Minister der öffentlichen Arbeiten, Genala, ist, wie bereits telegraphisch gemeldet, an einem Schlaganfalle gestorben. Während der nunmehr hingeschiedene Minister in dem Cabinet Giolitti keine Gelegenheit hatte, hervorragende Leistungen zu verzeichnen, war er es, der im Jahre 1884 als Mitglied des Cabinets Depretis mit den Eisenbahngesellschaften über die Ueberlassung des gesammten Eisenbahnbetriebes an dieselben unterhandelte. Von Genala ging dann der Entwurf aus, die gesammten festländischen Eisenbahnen in zwei Longitudinalnetze einzutheilen, deren Betrieb zwei verschiedenen Gesellschaften übertragen und neben denen die sardinischen und die sicilianischen Linien getrennt betrieben werden sollten. Danach erwarb jede Gesellschaft vom Staate das vorhandene Material mit der Maßgabe, daß die Bruttoeinnahmen unter die Gesellschaften, die Reserve- und Vergrößerungsfonds an den Staat vertheilt würden. Damals wurden auch die vom Staate garantirten und amortisirbaren Obligationen geschaffen, über deren rechtliche Natur neuerdings inzwischen erledigte Erörterungen stattgefunden haben. Die dem Eisenbahnbaugesetze zufolge zu bauenden Ergänzungslinien sollten nämlich separaten Betrieb haben und deren Bau den Gesellschaften obliegen, die dafür ursprünglich mindestens neunzig Millionen jährlich zu verwenden haben sollten. Diese Summen nun wurden nach den Vorschlägen Genala's durch die vom Staate garantirten und amortisirbaren Obligationen beschafft. Der nunmehr hingeschiedene Minister darf als der Urheber jener Conventionen angesehen werden, die am 6. März 1885 von der italienischen Deputirtenkammer nach langwierigen Debatten angenommen wurden, während der Senat bereits im April desselben Jahres mit großer Mehrheit seine Zustimmung ertheilte. Genala war auch Minister der öffentlichen Arbeiten, als die bedauernswerthe Katastrophe auf der Insel Ischia stattfand. Damals organisirte er den umfassenden Dienst der durch diese Katastrophe nothwendig gewordenen Arbeiten, wie denn auch die in großem Maßstabe nothwendigen materiellen Hilfeleistungen zum Theil auf seine Initiative zurückgeführt werden müssen. Genala war bis in die jüngste Zeit bemüht, die in anderen Ländern erzielten technischen Fortschritte für Italien nutzbar zu machen. So unternahm er auch größere Reisen ins Ausland, wie er denn noch vor einigen Monaten in Deutschland eingetroffen war, um aus Anlaß eines von ihm vorbereiteten Projectes, eine abgesehen von dem Schiffsverkehr functionirende Communication zwischen der Insel Sicilien und dem Festlande herzustellen, Studien zu machen. Auch nach Dänemark begab sich zu diesem Zwecke der nunmehr verstorbene Minister, dessen Tüchtigkeit selbst bei den Gegnern der Regierung allgemeine Anerkennung fand. — Der auf heute berufene Ministerrath wird zu bestimmen haben, wer das durch den Tod Genala's erledigte Ressort der öffentlichen Arbeiten provisorisch übernehmen soll.

In **England** bildet das Hauptereigniß der letzten Tage das große Damenmeeting in der St. Jamieshall, das zum Dienstag Abend einberufen war, um den Frauen und Kindern der ausständigen Bergleute die Sympathien der Frauen Englands auszudrücken. Es wäre nichts Wunderbares dabei gewesen, wenn die Versammelten sich aus den Kreisen des radicalen Kleinbürgerthums und jenen in London so zahlreichen humanitairen sectirerischen Bestrebungen huldigenden Damen recrutirt hätten, welche gewöhnlich das Publicum dieser Meetings bilden. Das aber war diesmal durchaus nicht der Fall. Unter den zahlreich Versammelten befand sich die „fine flour" der altenglischen Aristokratie, allerdings zum größeren Theil Trägerinnen von Namen, welche dem liberalen Lager angehören. Aber auch der alte grundeingesessene Torvadel war vertreten, neben Lady Henry Somerset sah man die Gräfin Carlisle, die Frauen der Minister Trevelyan und Forster, Lady Stephenson u. s. w., und diese erlauchte Versammlung votirte einstimmig, nachdem sie eine Reihe von begeisterten Reden angehört, die sämmtlich die Forderungen der ausständigen Bergleute vertheidigten, den Kampfesmuth und die Opferfreudigkeit derselben als altenglische Tugenden und die Hingebung der Arbeiterfrauen und Kinder feierten, eine Tagesordnung, welche dem Heroismus, womit die Arbeiterfrauen die Entbehrungen dieser Kampfesperiode tragen, die Bewunderung des Meetings und dessen „Sympathie und Liebe" ausspricht und schließlich den Grundsatz proclamirt, jeder Arbeiter habe Anspruch auf einen solchen Ertrag seiner Arbeit, der ihm gestatte, allein und ohne Mithilfe von Frau und Kindern, diese so zu erhalten und zu erziehen, daß sie selbst in schwierigen Zeiten niemals der öffentlichen Mildthätigkeit bedürfen. Leider hat die Versammlung zu sagen unterlassen, wie die Mittel zur praktischen Durchführung dieses Grundsatzes zu beschaffen sind und wie man es im Besonderen anzufangen hat, um auch allen denjenigen Arbeitern, die ihren Namen nicht von ihren Thaten tragen, zu einem ausreichenden Einkommen zu verhelfen. Die Versammlung wird denn auch keinen anderen Erfolg haben, als daß sie neues Oel in das Feuer der Bergarbeiterbewegung

## Feuilleton.

### Leben um Leben.

5) Roman in zwei Bänden von M. Gerhardt.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Eine knappe halbe Stunde von Gravelischken wand sich zwischen bewaldetem, theilweise hügeligem Ufergelände der sogenannte Rautenberger See eine Meile weit in vielen Krümmungen dahin. Nur an einer Stelle erweiterte sich sein Becken und gewann dort auch ansehnliche Tiefe, drei flußartige Arme bildeten im Winter eine vielbenutzte Fährstraße zwischen der Kreis- und Garnisonstadt Rautenburg, zwei großen Kirchdörfern, einigen Rittergütern und vielen Bauerhöfen.

Waldemar von Göy, dessen Besitzung eine Strecke weit an den See grenzte, hatte ihn jedoch heute zu seiner Fahrt nach Gravelischken nicht benutzt, da das Eis auf jener den Einwirkungen der Märzsonne am meisten ausgesetzten Mittelfläche nicht mehr sicher war. Von dem hohen Uferwege des diesseitigen Rohrufers grüßte er zu den Schlittschuhläufern hinüber, die sich im hellen Vormittagssonnenschein auf dem Eise tummelten, ließ aber nicht halten, obgleich sein scharfes Auge die schöne Gestalt Bertha's im anschließenden kleidsamen Schlittschuhcostüm aus den lebhaft bewegten jugendlichen Gruppen dort unten ohne Mühe herausfand. Sie sah ihn auch und erwiderte seinen Gruß. Aber sie lief Hand in Hand mit einem stattlichen jungen Manne im Officierskleid — und Waldemar fuhr vorüber und nach dem Hof zu.

Bertha sah ihrem Begleiter an, und Beide lachten, drückten einander die Hände und wiegten sich glücklich und sorglos auf der glatten Bahn.

„Jetzt fährt der bei Euch vor und macht als kluger Mann die Eroberung Deiner Mutter", sagte Lieutenant Axel von Lüderitz. Bertha zog die Schulter: „Das hat er nicht mehr nöthig."

„Ich begreife nicht, wie sie diesen widerwärtigen Kerl bemeistern kann!" rief Lüderitz. „Früher war ich ihr Liebling."

„Mutter ist ja unberechenbar."

„Allerdings. Weißt Du, wie sie mich gestern empfing? Was fällt Ihrem Obersten ein, Ihnen schon wieder Urlaub zu geben, Herr von Lüderitz! — Früher nannte sie mich Axel."

„Ja, das Du zwischen uns ist streng verboten, Herr Lieutenant. Wir sind keine Kinder mehr."

„Aber Donner und Blitz — bei meiner Ehre, Bertha, wäre es nicht Deine Mutter, ich wäre auf der Stelle umgekehrt."

„Es ist aber meine Mutter", versetzte Bertha, ihr schönes, lieblich stolzes Gesicht mit den strahlenden blauen Augen und rosigen schwellenden Lippen in trotziger Bitte zu ihm aufhebend. „Axel, Du wirst nichts hören, nichts sehen." —

„Nichts als Dich, Einzige!" flüsterte er feurig und streifte ihre Wange in flüchtigem Kuß, indem sie sich wandte und davonglitt.

Er sah ihr nach und seufzte. Würde er sie je sein nennen?

Früh verwaist, vermögenslos, im Hause eines reichen gräflichen Oheims aufgewachsen, war er schon als Knabe von den benachbarten Besitzungen zu seinen Spielkameraden in Gravelischken hinübergeritten, hatte zuweilen die ganzen Sommerferien dort verlebt. Die Liebe zu Bertha war mit ihm groß geworden — hatte ihn, wie er meinte, gegen jugendliche Verirrungen gefeit. Ihre Brüder waren ihm durch das Cadettenhaus und die Kriegsschule ziemlich entfremdet, er kam lange schon nur Bertha's wegen, und Frau Markwald beobachtete mit Sorge, daß die harmlose Jugendneigung einen ernsten, leidenschaftlichen Charakter anzunehmen begann.

Schade, sehr schade, daß die Sache so aussichtslos war! Sie mußte ein Ende haben, und zwar je eher, je lieber.

Das Gezweig der kahlen Gebüsche über dem Seeufer schimmerte in der Vormittagssonne, als sei der demantbesetzte Schleier einer Fee darüber ausgebreitet. Die Sonne hatte das Eis am Ufer entlang schon gelöst, es war mürbe und schaumig und das Wasser drang vor, sobald ein fester Fuß es betrat. Aber die mit grünen Kieferzweigen abgesteckte Schlittschuhbahn erhielt der alte Hausmann durch Fegen und allabendliches Begießen in gutem Stand. Der alte Hausmann war im Sommer Fischer und im Winter Forsthüter, zur Freude der Holzdiebe, die ihm mit seinem lahmen Bein ein langes Leben wünschten und niemals vergnügter waren, als wenn sie ihn hinter sich drein fluchen und wettern hörten. Er schnitzte Vogelbauer und Holzschuhe, zähmte Singvögel, fertigte auch zuweilen Tischler- und Stellmacherarbeit für den Hof. Mit einer tauben ortsangehörigen Magd hauste er in einem Hüttchen am Seeufer, aus dessen Schornstein bläulicher Rauch in die Kiefernkronen stieg. Uebrigens war er der Vater der hübschen Minna.

Vergnügtlich hockte er in seiner Pelzjacke und Pudelmütze, die Pfeife im zahnlosen Munde, auf der niederen Bank, wo er den jungen Herrschaften die Schlittschuhe festgeschraubt hatte, und sah sich ihr lustiges Treiben an. Das war was für ihn, das helle Lachen aus jugendfrischen Kehlen, die rothen Wängelein, die fröhlichen Augen, die schlanken geschmeidigen Gestalten, die in ihren feinen Kleidern auf ihren blanken Eisen so flink dahinfuhren, Hand in Hand, in Reihen oder einzeln, daß die grünen Studentenmützen und die rothwärzlichen Röcke der Mädchen bald nah', bald fern durch die schneeduftige Luft glänzten. Heinz war der Liebling des Alten, er verstand wundervoll zu laufen, vorwärts und rückwärts, er schnitt Cerevisiriteln in das Eis und unterließ es nie, den Alten zu necken und zum Lachen zu bringen. Ja, das war ein lieber junger Herr! — Der Andere war auch gut, der Oskar, aber zu lachen und Spaß zu machen verstand der nicht, und geschickt stellte er sich auch nicht an auf seinen Schlittschuhen. Na, Einer vor dem Anderen!

Von den Mädchen hatte der Alte die kleine Alma am liebsten, die war immer freundlich und zuthunlich gegen ihn, nicht so hoffärtig wie die Bertha. Freilich, auch nicht so prächtig wie die mit ihrem Lieutenant. Die Hilde zählte er eigentlich nicht zu den Mädchen, sie lief fast so gut wie Heinz und beschrieb immer große Bogen außerhalb der Bahn. Am galantesten that aber der Alte mit Fräulein Bock, die auf allgemeines Verlangen mit hinaus gekommen war und jetzt auf geborgten Schlittschuhen hilflos, erfroren und sehr befriedigt umherstolperte und ihm einmal über das andere unter allgemeinem Gelächter in die Arme fiel.

Oskar, der älteste Hauptsohn und ebenfalls stud. jur., der auf väterlichen Befehl nach Hause gekommen war, hatte einen Commilitonen mitgebracht, des Superintendenten Sohn aus dem Kreisstädtchen, einen blonden, schmalwangigen jungen Theologen von trübsinnig unbeholfenem Wesen. Richard Hessen hatte im Waldhüterhäuschen einen Stuhlschlitten aufgestöbert und war eben dabei, ihn mit Alma's Hilfe prächtig mit Shawls zu decoriren, als Bertha hinzukam.

„Wie nett!" sagte sie bewundernd. „Wer soll denn in dem Schlitten fahren?"

„Ich — wollte Sie bitten, Fräulein Bertha", erwiderte Richard, verklärten Auges zu dem schönen Mädchen aufschauend.

„Mich? O, mit Vergnügen!"

Sie setzte sich und ließ sich mit einem warmen Shawl bedecken. „Sehen Sie doch, Herr von Lüderitz!" rief sie über ihre Schulter dem eben sich nähernden Lieutenant zu. „Gerade, was wir uns eben wünschten!"

„Sie erlauben?" fragte Axel, nahm mit einer artigen Kopfneigung gegen den Studenten hinter dem Schlitten Stellung und faßte die Griffe. Richard legte seine Hand betreffen auf die Rücklehne.

„So war es nicht gemeint, Herr Lieutenant!"

„Nicht? Ach, verzeihen Sie!" sagte Bertha und erhob sich.

Der arme Junge trat wie mit Blut übergossen zurück und stotterte eine Entschuldigung. Bertha nickte ihm gönnerhaft zu und setzte sich wieder. Der Lieutenant lächelte — und dahin glitt das kleine Gefährt, die blanke Bahn hinab.

„Aber wie konnte Bertha nur?" stieß Alma halblaut in entrüstetem Ton heraus.

Richard, der verblüfft und enttäuscht hinter dem Gegenstand seiner knabenhaften Anbetung dreinstarrte, wandte sich und blickte in das unschuldige Antlitz des jungen Mädchens, das neben ihm stehen geblieben war. Meiner fehlte nichts, als von diesem Kindskopf demütigst zu werden.

„In Gegenwart Ihrer Fräulein Schwester war ich natürlich wehrlos gegen die Anmaßung des Herrn Lieutenant — und er Gentleman genug, sich das zu Nutze zu machen", erklärte er feierlich.

„Weshalb mußte Bertha ihn herbeirufen?" versetzte Alma eifrig. „Er wußte wahrscheinlich garnicht, um was es sich handelte."

„O, er wußte recht gut", erwiderte Richard mit bitterem Lächeln. „Aber gleichviel, Fräulein Bertha hatte zu befehlen."

Dabei versuchte er rückwärts zu laufen, Alma immer neben ihr her. Sie hätte dem guten Jungen so gern etwas zum Trost gesagt, aber es wollte ihr nichts einfallen. Er fing an, Bogen zu schneiden, und fand, daß seine Künste Bewunderung erregten, was ihn in seiner augenblicklichen Stimmung freilich nicht den mindesten Eindruck machen konnte.

„Fräulein Bock, was ist Nemesis?" rief Hildegard, so rasch auf die Erzieherin zulaufend, daß diese vor Schreck wankte.

„Mein Gott, Hildegard, wie wild Sie sind! Nemesis ist die Göttin der Rache, der rächenden Gerechtigkeit bei den alten Griechen", antwortete Fräulein Bock ohne Besinnen, wie ein gut dressirtes Schulkind, aus dem Schlaf geweckt, das Ein-

SLUB
Wir führen Wissen.